

**Zeitschrift:** Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg  
**Band:** 17 (1990)

**Artikel:** Aus Heinrich Federers Leben (1866-1928) : als Kaplan und Zeitungsschreiber tief hinten im Dorfe Jonschwil unter Nussbäumen und alten, braunen Schindeldächern (1893-1899)

**Autor:** Schweizer, Edwin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-883612>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 09.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aus Heinrich Federers Leben (1866 – 1928)

Als Kaplan und Zeitungsschreiber tief hinten im Dorfe Jonschwil unter Nussbäumen und alten, braunen Schindeldächern (1893–1899)

Edwin Schweizer, Zürich

## Der Neupriester Heinrich Federer von Berneck

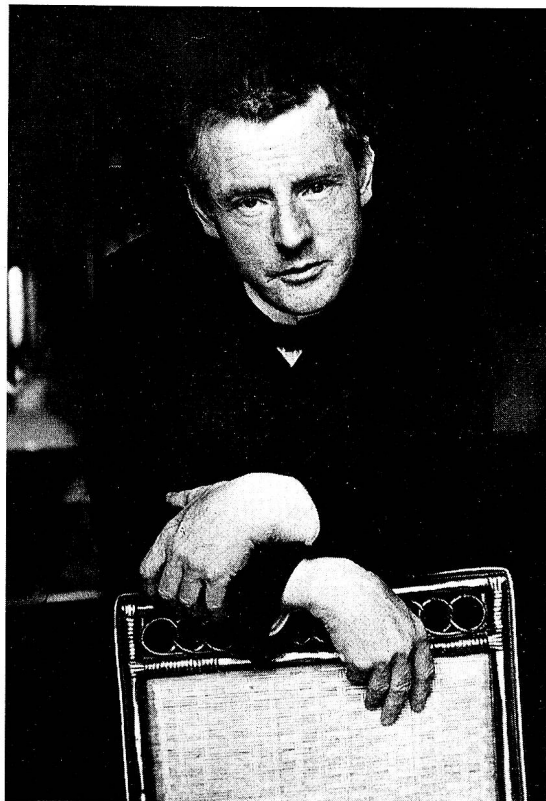
Am 16. April 1893 wählte die katholische Kirchgemeinde Jonschwil Heinrich Federer zum Kaplan. Die Bestätigung durch den St.Galler Regierungsrat erfolgte am 21. April. Dieses für «Lachweiler» so wichtige Ereignis war in der «Ostschweiz» (Nr. 88, 18. April 1893) wie folgt vermerkt:

«Jonschwil. Die hiesige Kirchgemeinde wählte an die vakante Kaplaneipfründe den hochwürdigen Herrn Neupriester Heinrich Federer von Berneck, und erhöhte zugleich den fixen Gehalt desselben. In den Kirchenverwaltungsrat wurde für den verstorbenen Präsidenten Josef Storchenegger Herr Johann Germann, Landwirt, gewählt; als Kirchenverwaltungspräsident Herr Kirchenpfleger J.A. Eisenring. Mögen diese Wahlen zum ferneren Blühen dieser Kirchgemeinde getroffen sein.»

Wie verlief Heinrich Federers Weg zum Priester? – Von 1881 bis 1887 besuchte er von Sachseln aus das Kollegium in Sarnen. 1886 wurde er Vollwaise. Am 21. Januar endete das verpfuschte Leben seines Vaters. Ein paar Wochen später, am 3. April, starb seine geliebte Mutter. Schmerzvolle Wunden im Herzen des Zwanzigjährigen.

Im Herbst 1887 wechselte Heinrich ins Lyzeum des Kollegiums Maria Hilf in Schwyz. Fasste den Gedanken, Jesuit zu werden. Dem trat Bischof Egger entgegen. – Nach Beendigung der Gymnasialzeit in Schwyz studierte er kurze Zeit im Seminar zu Eichstätt (Deutschland). Gesundheitlich ging es ihm dort schlecht. Zudem plagte ihn das Heimweh. Nach wenigen Wochen, im Dezember 1888, siedelte er daher nach Luzern über, wo er am Priesterseminar seine Studien fortsetzte.

Ab Wintersemester 1890/91 finden wir Federer an der Universität Freiburg im Uechtland. Sein drittes Theologiejahr fing schlecht an. Mühsam schleppte sich der schwer an Asthma Leidende zu den Vorlesungen. Ende

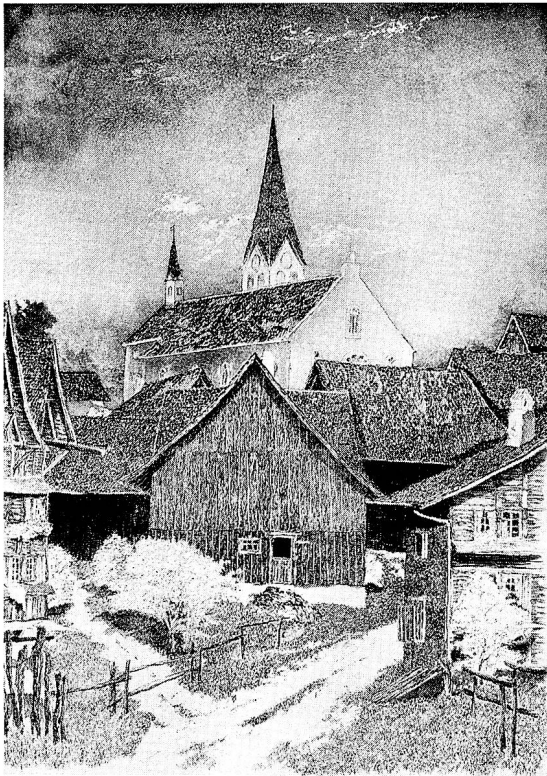


Heinrich Federer (um das 50. Altersjahr). – Foto im Federer-Archiv, Sachseln.

Februar 1891 musste er das Studium unterbrechen. Erholung in Sachseln und Locarno. Anscheinend hatte sich sein Zustand nachher gebessert, denn wir hören weniger Klagen.

Im Herbst 1892 trat er ins bischöfliche Seminar St.Georgen ein. Zur letzten Vorbereitung auf das Priesteramt. Am 17. und 21. Dezember 1892 empfing er die Diakonatsweihe, und am 18. März 1893 wurde Heinrich Federer in der Kathedrale St.Gallen von Bischof Augustin Egger zum Priester geweiht.

Was er dabei empfunden hatte, schrieb er noch gleichentags seinem Jugendfreund Anton Stockmann nach München: «Ich möchte Dir wie einer, der sein Glück nicht allein zu tragen weiss, mitteilen, dass ich diese Worte



*Alt-Jonschwil. Radierung von Walter Dick, Tufertschwil. Original, etwa 1895 entstanden, befindet sich im Pfarrhaus Jonschwil.*

bereits mit priesterlichen Händen niederschreibe, dass ich diesen Morgen in der Frühe das ersehnte göttliche Ziel erreicht und vom Bischof die heilige Weihe empfangen habe. Nachmittag schon werde ich reiche Gelegenheit zur Ausübung meiner Vollmachten haben, indem mir obliegt, bei den Studenten der Realschule in unserer Kathedrale die Osterbeichte abzunehmen. Wärest du doch bei dem grossen Akt der Weihespendung mit dabei gewesen! Schon vom Standpunkte des Künstlers ist diese Feier eine erschütternd schöne. Die Zeremonien sind so sinnig, die Gebete von so erhabener Gewalt, und der Ernst des Augenblickes malt sich so treu auf den Gesichtern der Neupriester ab, dass jeder Zuschauer ergriffen wird. Denke Dir dazu das dämmernde Morgenlicht, welches mit den Säulenschatten der Domkirche und den vielen Kerzen einen langsamen Kampf beginnt; den Bischof in seiner herrlichen Amtstracht; die Domherren mit den violetten Schultermännchen; dazwischen weisse Chorröcke, kleine Ministranten und im Chorgestühl die Verwandten und Bekannten, während tief in den Hintergrund des Schiffes zurück das mitbetende, fromme Volk reicht: dann bekommst Du ein Bild von jenem unvergesslichen Samstag morgen . . .»

Die Primizfeier fand am 23. April 1893 in der Pfarrkirche Sachseln statt. Abt Augustin Grüner von Muri-Gries, der frühere Sarner

Rektor, waltete als geistlicher Vater, Frau Ständerat Wirz, Heinrichs langjährige Gönnerin, war ihm geistliche Mutter. Der Pfarrer von Sachseln, Ludwig Omlin, hielt die Primizpredigt. – Am 15. Mai 1893 trat Heinrich Federer seine Stelle als Kaplan in Jonschwil an.

## Mein Lachweiler

Mit dem Einzug ins Kaplanenhaus beginnen die «teuren, heiligen, grünen Jahre tief hinten im Dorf unter Nussbäumen und alten, braunen Schindeldächern». Jonschwil mit seinen eigengeprägten Menschen war eine Welt im kleinen für den aufmerksamen Kaplan, der in ihr all die Mächte zu entdecken wusste, die sonst im grossen die Geschicke zu bewegen pflegen. Am Pfarrer und an den Gemeinderäten, am Bauern und an den tüchtig-schwatzsüchtigen Frauen und am Zusammenspiel dieses wunderlichen Völkchens las er so manches ab, was später in den Geschichten aus «Lachweiler» den Leser so unmittelbar berühren wird.

Man hat gelegentlich in literarischen Diskussionen Federers Entschluss zum geistlichen Beruf als leisen Zwang des Schicksals – im Hinblick auf seine physische Veranlagung etwa – gedeutet. Aus vielen Briefzeugnissen und aus seinem Lebenslauf aber wird deutlich, wie sehr ihm sein Priestertum inneres, ernsthaftes Anliegen war. Mit dem geistlichen Berufe wusste er die Arbeit am Schreibtisch zu verbinden, hörte und liebte er Musik und war er stets bereit, in einem weitgefassten Sinne im Gespräch die Seele des Mitmenschen zu entdecken. Die Kunst erscheint bei ihm als eine liebenswürdige Ergänzung zum «himmlischen Geschäft».

«Mein Lachweiler!» schreibt Heinrich Federer in seinen Erinnerungen «Lieber leben als schreiben!» (in «Velhagen & Klasings Monatsheften», 41. Jahrgang, September 1926 veröffentlicht) – «Es war das Rechte. Ich hätte nicht glücklicher sein können. Und ich erlebte so Grosses und Tragisches wie in einer Hauptstadt und hab' es treulich in «Jungfer Therese» und jüngst in «Papst und Kaiser im Dorf» geschildert. Tausendzweihundert Franken Gehalt, es genügte völlig. Ein prachtvoller Pfarrer über mir, ein hitzgeliebtes Volk um mich, ein hohes, altes Giebelhaus für mich und welch uralte, heilige Gläubigkeit und was für eine neue, hügelige Landschaft ringsum, mit dem Säntis fern im Osten und dem Glärnisch im Süden und Notkers, des grossen Mönchs, Wiege ein paar Steinwürfe weit . . .»

Der «prachtvolle» Pfarrer Carl Anton Bischofberger aus Oberegg (1843–1920) stand im «Hochsommer der Kraft» und bürdete seinem kränklichen Kaplan nichts auf, was er

selbst mit geringerer Mühe vollbringen konnte. – Bischofberger, bisher Pfarrer in Quarten und früher Kaplan in Kirchberg, kam am 13. Oktober 1881 nach Jonschwil. Federers «Papst im Dorf» war nicht nur ein streitbarer Pfarrer, sondern auch ein gewissenhafter «Bankeinnehmer». Während 17 Jahren, von 1881 bis 1898, war er geistlicher Kassier des aus dem Piusverein herausgewachsenen Sparvereins Jonschwil (heute Ersparnisanstalt Jonschwil). Die sonntäglichen Kassastunden nach den Gottesdiensten waren gewiss nicht selten mit seelsorgerlichen Gesprächen verknüpft.

«O ihr seligen Vormittage meines Lebens!» nennt Federer die sieben Jahre in «Lachweiler». Ja, wie zuversichtlich tönt es aus seinen ersten Briefen: «... Die Arbeit ist schön, und das Priestertum entschädigt für alles; zudem bin ich in Jonschwil so gesund wie ein Fisch im Süsswasser...» (An Anton Stockmann, 31. Mai 1893)

Doch sein altes Übel, das Asthma, lässt ihn nicht los. Predigt, Unterricht, Krankenbesuche leiden schwer darunter. «... Oft stand ich die ganze Nacht am kleinen Kreuzstockfenster hinter dem Spalierlaub und schnob in Erstickungsnöten zur stillen Wiese hinaus. Gegen Mitternacht brachte die Jungfer Therese einen heissen, schwarzen Kaffee. Dann ging's ein Weilchen luftiger und ich hörte

stundenfern vor unsern Hügeln und Wäldern den Nachtschnellzug Zürich–München dahinfahren...» («Lieber leben als schreiben!»)

## Der musisch veranlagte Kaplan

Am 21. Dezember 1894 hat Heinrich Federer seinem Malerfreund Anton Stockmann nach München geschrieben, dass er Vierteljahre lang kein klassisches Buch öffne, die Energie nicht habe, ein Gedichtlein zu versuchen und dass er in der gemeinen Alltäglichkeit des Jonschwilerlebens fast untergehe.

Was er hier in einer Verstimmung geschrieben, dürfte nicht den Tatsachen entsprochen haben. Es ist unwahrscheinlich, dass Federer so lange kein Buch aufgeschlagen hat. Er war ein zu grosser Leser, der musisch veranlagte Kaplan. «Ich hatte viel freie Zeit in Jonschwil», gesteht er in der Rückschau. «Da fing das Lesen der Historiker und Dichter an.» Federer verfolgte jede Neuerscheinung auf dem Büchermarkt mit regem Interesse. Seine liebste Lektüre jedoch waren die grossen russischen Romane. Dostojewski, Gogol, Turgenjew, Puschkin kannte er durch und durch; aber sein ausgeprochenes Lieblingsbuch war und blieb «Krieg und Frieden» von Leo Tolstoi. Sehr hoch in seiner Verehrung standen



*Kaplan Federer (rechts aussen stehend) im Herbst 1896. Abgebildet sind die Geistlichen der Regiunkel. Der Begriff bezeichnet die Hälfte eines Dekanats, in unserem Fall konkret 8 der insgesamt 16 Pfarreien des Dekanats Untertoggenburg: Henau, Flawil, Degersheim, Mogelsberg, Jonschwil, Niederglatt, Magdenau und Bichwil. Die Regiunkelversammlung diente der Weiterbildung der Geistlichen. – Foto im Federer-Archiv, Sachseln.*



Heinrich Federer und Anton Stockmann. – Foto im Federer-Archiv, Sachseln.

auch die skandinavischen Dichter: Björnson, Knut Hamsun, J. Anker Larsen und Selma Lagerlöf. – Unter den französischen Büchern waren es seit seiner Freiburger Studienzeit immer noch «Daudets grossartige Säckelchen», die ihn immer von neuem entzückten. Von den italienischen Romanen lag ihm besonders Manzoni's «Promessi Sposi» am Herzen.

Es kamen Calderon dazu, Shakespeare, Ibsen, Lewis Wallace mit «Ben Hur», Scienkiewicz mit «Quo vadis?», Gottfried Keller und C.F. Meyer. – So viele Namen von Autoren! – Und doch sind nicht alle genannt, mit denen sich der literardurstige Kaplan beschäftigte.

Literatur und Kunst sind untrennbar mit Heinrich Federers Leben verwoben. Eine tiefe Freundschaft verband ihn mit dem Kunstmaler Anton Stockmann. Von den Schulbänken des Sarner Kollegiums an stand der arme Sachslerbub dem Sohn der hochangesehenen Arztfamilie Stockmann mit Geist und Herz durchs ganze Leben nahe. Zwar trennten sich ihre Wege früh, und die Ziele ihres Berufes waren verschieden. Beide lernten Not und Krankheit kennen und litten unter den «Witterungen der Seele». Aber sie schufen nicht nur Werke der Kunst, sie meisterten auch ihr Schicksal.

Auf der Rückreise vom Münchner Studienaufenthalt klopfte Anton Stockmann etwa am Jonschwiler Kaplaneistübchen an. Da wurde die Künstlermappe ausgepackt und Blatt um Blatt beschaut und kritisiert, während der Dichter-Kaplan Manuskripte aus der Schublade holte und von seinen literarischen Plänen redete.

Diese zwei Freunde haben einander das Beste geschenkt: sie suchten sich in treuer Liebe zu verstehen, zu ermuntern und zu fördern. – «... Du, lieber Anton, Du kannst mich am besten wieder in den alten Geist der Begeisterung bringen. Rede mir nur von Deinen Entwürfen, von den wegleitenden Gedanken hiebei, zeige mir ein neues Bild, ein Heft, eine Kopie, etwas, das rühriges Streben nach der edlen Kunst verrät; ich weiss, dann bin ich schnell aus meinem Schlendrian gehoben...» (Brief vom 21. Dezember 1894)

## Geschichten unter dem Pfundbirnenbaum

«... Es war noch im Dorfe (Jonschwil) gewesen, wo ich die illustrierten Hefte der «Schweiz» kennenlernte. Das war unsere verdienteste, leider nun an den Kriegsfolgen verstorbene Zeitschrift, an der sozusagen jeder Schweizer Autor seinen Schritt in die Welt begann. Die Adolf Vögtlin und Lienert, J. Reinhart, Spitteler, Adolf Frey, die Heer und Zahn, die von Tavel, Möschlin, Ilg, die Schaffner, Kurz, Jegerlehner, Steffen, Ältere, Jüngere und Jüngste und die Leiterin und und Dichterin selbst, Maria Waser, lehrten und lernten da. Herrlich wie Herbst und Frühling ging es da durcheinander. Und mit diesen Heften kamen noch glänzendere: «Velhagen & Klasings Monatshefte». Ihr Aufsatz über die Darstellung der Christnacht hatte es mir angetan. Nun liess ich sie nicht mehr. Wie harrete ich auf ihr Türklopfen, las ihre Geschichten unter dem Pfundbirnenbaum der Kaplanei und schulte mich an ihrer Kunst. Es ward eine fast vierzigjährige Freundschaft...» («Lieber leben als schreiben!»)

Unter der Post für den Kaplan waren auch die «Monat-Rosen», das Organ des Schweizerischen Studenten-Vereins (Basel), dem er in Schwyz beigetreten war. Federer las die «Alte und Neue Welt» (Einsiedeln), «Westermanns Monatshefte» (Berlin) und den «Katholischen Volksboten» (Luzern), ein Wochenblatt für das katholische Schweizervolk. – An Lesestoff fehlte es dem geistlichen «Stubenhocker» wahrhaftig nicht.

Ohne Zweifel hatte Federer auch die Tageszeitung durchgesehen. Politische Fragen waren ihm nicht gleichgültig. Auch wenn er in Zürich, wo er im Dezember 1899 die Schriftleitung der «Zürcher Nachrichten» übernommen hatte, schon in den ersten Monaten klagt, dass er «weder für eine Redaktion, noch in eine Stadt passe» und er später gesteht, «ein übler Parteimann» gewesen zu sein. – Als er nach knapp drei Jahren die Redaktion aufgeben muss, wird ihm jedenfalls von seiner Zeitung – gewiss nicht

ohne Grund – ein gutes Zeugnis ausgestellt («Zürcher-Nachrichten», 9. August 1902): «Es war eine Freude, zuzusehen, wie in den mannigfaltigen, geselligen und künstlerischen Anregungen der Stadt Zürich das anfangs etwas verschüchterte Talent des ehemaligen Einsiedlers von Jonschwil auftaute und sich entfaltete. Er entpuppte sich selbst, was niemand geahnt, als ganz tüchtiger Politiker. Er stupfte und legte Feuer allüberall und neues Leben zog durch die alten Reihen...»

Einsame Stunden in kranken Tagen hatten Heinrich Federer zum Dichter geformt. – «Aber auch sein Gutes hat dieses Übel», schreibt der Kaplan im «Vaterland» (Sonntagspost, Nr. 213, 1898) – «Wenn du so tagelang an deinen Lehnstuhl gefesselt bist, bewegungslos wie Lots versteinertes Weib, da kommt die Beobachtungsgabe des Kleinen über dich. Du kennst jede Fliege in der Stube, die Spinne ist deine vertraute Genossin, jede Figur an der Tapete, jedes Brettlein am Boden



*Für diese Zeitschrift verfasste Heinrich Federer zahlreiche Buchbesprechungen.*

weisst du auswendig... Und in die Bücher vertiefst du dich, und du führst deinen Geist auf tausend Pfaden spazieren. Und das Asthma macht dich sehr nachdenklich. Wenn man gar nichts tun kann, nicht lesen, noch schreiben, noch gehen, so denkt man wenigstens, forscht, sinnt, dichtet und grübelt, entwirft Pläne, phantasiert und die Phantasie wird gross und immer grösser, mächtiger, herrlicher und sättigt dich stunden- und tagelang mit ihren feinsten Zauberspielen...»

Heinrich Federer hat erst im Mittag seines Lebens Kraft für seine grossen dichterischen Werke gefunden. Kaplanjahre und Journalistenzeit dienten der Vorbereitung dazu.

### «Zerstückernde Publizistik» – «Ostschweiz» und «Vaterland» – keine Poesie, dafür Geld!

Schon bald beginnt Kaplan Federer selbst für die Tagespresse zu schreiben. Die «Ostschweiz» erhält seine nach den Wochentagen benannten «Briefe». Bis zum Wegzug von Jonschwil hat Federer um die fünfzig Beiträge in dieser Zeitung publiziert, meist unsigniert oder unter den Zeichen H. oder -ch. Auch im «Altgotgenburger» und im «Wiler Boten» erscheinen kulturpolitische Essays, literarische Aufsätze und Leitartikel.

Die Durchsicht der noch vorhandenen Jahrgänge 1893 – 1899 des «Altgotgenburgers» zeigt, dass 35 Beiträge von Heinrich Federer stammen dürften. Kein einziger allerdings trägt seinen Namen. Drei sind mit H. wie in der «Ostschweiz» gezeichnet. Zwölf sind mit «Eingesandt», «Korrespondenz» oder «Von einem Mitarbeiter» überschrieben. Der Rest ist namenlos.

Unter den Beiträgen sind Leitartikel zu kirchlichen Festen: «Ostern» – «Charfreitag und Ostern» – «Der weisse Sonntag» – «Allerheiligen» und «Weihnachten». Auch einzelne Betrachtungen «Zum Jahreswechsel» dürften in der Kaplanei Jonschwil geschrieben worden sein.

Zwei Artikel passen vom Thema her zu Federer: «Josef Ignaz von Ah» (Nr. 72, 1896) und «Die obwaldnerische Landsgemeinde» (Nr. 35, 1898). Andere sind an typischen Wendungen im Titel (wie im «Vaterland») zu erkennen: «Um das Geld herum» (Nr. 61, 1893) – «Um die Kirchen herum» (Nr. 74, 1894) – «Um die Rekruten herum» (Nr. 70, 1895) – «Um das Land des hl. Gallus herum» (Nr. 47, 1898) und «Um das Hausieren herum» (Nr. 84, 1899).

Andere Texte wiederum heben sich vom Stil her so eindeutig ab, dass sie nur von Federer stammen können. Wie etwa: «Der Mensch

denkt und Gott lenkt» (Nr. 72, 1898), «Tabakspfeife und die ächt christliche Idee» (Nr. 8, 1894) und «Eisenbahnliches» (Nr. 18, 1899).

Im Jahre 1898 gewinnt das «Vaterland» Heinrich Federer als festen Mitarbeiter. Dort schreibt er im Feuilleton unter dem Zeichen Hc. geistvoll plaudernd seine «Sonntagsposten» und andere Aufsätze. Ab Nr. 24, 1898, bis zum Ende der Jonschwilerzeit sind etwa hundert Titel im «Vaterland» zu finden. Darin veröffentlicht er im März und April 1898 unter dem Pseudonym Philaethes auch die Abhandlung «Klassische und moderne Dichter», die eine heftige literarische Polemik entfacht hat. Georg Baumberger, Redaktor der «Ostschweiz», in dessen Blatt Federer seine eigenen Aufsätze im «Vaterland» geschickt sekundierte (unter dem Zeichen -gg-), schätzte die Artikelserie «als das Beste und Tiefste, was seit langem aus einer katholischen Feder über dieses Kapitel geschrieben wurde...» («Ostschweiz», Nr. 155, 1898).

Das literarische Schaffen wird gegen Ende der Kaplanzeit immer mehr zum bestimmenden Element von Federers Persönlichkeit. Die «Zeitungsschreiberei», die «zerstückernde Publizistik» befriedigt ihn nicht mehr recht. – Seinem Freund Anton schreibt er am 17. Dezember 1898: «... Ich komme einfach nicht zur Musse, nicht zur künstlerischen Stimmung, nicht zur Poesie auf diese Weise – sondern nur langsam zu Geld! Siehe, lb. Freund, wenn ich am Leben bleibe, woran ich oft zweifle, so habe ich im Sinne, noch von Neujahr weg 3 Jahre hier zu verbleiben, dann unwiderruflich fortzuziehen, meine Gesundheit und meine lit. Neigungen zu pflegen, keine Pfründe mehr irgenwo anzunehmen, oder eine, die mehr ein Ruheposten ist, und vor mich hin vom Ertrage meiner Feder zu leben. Bei der «Ostschweiz» und beim «Vaterland» gesamthaft erschwinde ich mir leicht 1000 frs. Innert drei Jahren habe ich dann auch eine hübsche Summe fest zur Seite, die ich nutzen werde, bis mir ein lit. Erfolg winkt...»

Noch ist es aber nicht soweit. – Und drei Jahre wird Kaplan Federer auch nicht mehr in Jonschwil verbleiben.

### Karl Bühler und seine «Schweiz»

Die erste, nicht konfessionell bestimmte Zeitschrift, zu der Heinrich Federer in Beziehung trat, war die 1896 gegründete «Schweiz». Ihr erster Schriftleiter, Karl Bühler, hatte den Jonschwiler Kaplan persönlich um Gefolgschaft ersucht. Im 25. Band, 1921, wurden schweizerische Schriftsteller und Künstler um «Erinnerungen, Urteile und Wünsche» zum «Antritt des 25. Jahrgangs der «Schweiz» gebeten. – Auf unverwechselbare



Wochenblatt für das katholische Schweizervolk.

Beilage  
zu Nr. 95.

# Waterland

Luzern,  
29. April 1898.

St. Gallen, Sonntag den 11. Februar 1894.

Nr. 33

XXI. Jahrgang.

# Die Ostschweiz.

mens  
n to  
Schweiz  
Fr. 4.50  
• 2.50  
• 1.30  
Johr be-  
sp. mehr  
Grenze-  
halt: 10  
weniger.  
Lan b  
on 10-  
Billett  
14 Fr.  
Berje-  
2 Fern-  
rillen  
10; 10  
• 20  
eligen.  
-  
elinge  
18 Blatt

Telephon

Nr. 40.

# Der Alttoggenburger

Obligatorisches amtliches Publikationsmittel für die Gemeinden Kirchberg, Kätsburg und Mosnang.  
Allgemeiner Anzeiger für die Bezirke Alt- und Untertoggenburg, Wyl und Umgegend.

Interate  
finden bei der  
großen Verbrei-  
tung des Blat-  
tes Mosenberg um  
Essenau, den  
größten Erfolg.  
Dieselben werden  
die einpaltige  
Beitragte über  
deren Raum mit  
10 Rp. berechnet;  
bei mehrmaliger  
Interatlon be-  
haltenes Heft.  
Der „Altoggen-  
burger“ erscheint  
wöchentlich zwei-  
mal: Mittwoch-  
und Samstag.—  
Interate sind an  
die Exped., Kor-  
respond. an die  
Redak. zu senden

Jenheid-Andlung,

(Druck und Verlag von Fr. Halberer.)

Samstag, 20. Mai 1899.

Für diese Zeitungen schrieb Heinrich Federer regelmässig.

Art schrieb Heinrich Federer darin seine «Erfahrungen mit der 'Schweiz'» nieder: «An einem der schönsten Vorsommertage im Jahre 1895 oder 1896 sprang eher als er ging ein beweglicher Mann mit jenen Augen, die vor Optimismus nie ausbrennen können, in meine Kaplaneistube. Die Obstbäume draussen und das hohe Gras der Toggenburgerwiesen ringsum überschwemmten das niedrige Zimmer mit ihrem Grün. Oder trug der Unbekannte diese Farbe ins Haus? Jedenfalls leuchtete er von sömmerlichen Hoffnungen und Erwartungen. Mit seinen kleinen, flinken Händen öffnete er eine Mappe, legte viele Papiere über den Tisch und malte mir dann seine Zeitschrift aus, wie sie alles, was echt schweizerisch sei, umfassen wolle,

Leben und Streben, Dichten und Malen, Stadt und Dorf, bis es ihr nach und nach gelinge, in einem literarisch künstlerischen Kulturausdruck das Gute und Überzeugte jedes Kantons, jeder besonnenen Geistes- und Gewissensart in vierundzwanzig Heften einer grossen würdigen Gemeinde darzubieten. Dazu sei ihm jeder recht, der gut und lieb denke wie er und eine Hand und einen Stil habe, womit sich etwas beitragen lasse. – Und so war er auch gütig und vertrauensvoll zu einigen Jungen und fast Unbekannten gekommen. Das war Karl Bühler und seine «Schweiz». Seitdem gehöre ich zu ihren kleinen Knechten. Wenig gab ich ihr, viel empfang ich von ihr...»



## Begegnung mit Dr. Arnold Ott oder Der Schildknappe und sein Meister

Federer verfasste 1899 seinen ersten Beitrag für die «Schweiz», eine Dichterstudie über Arnold Ott. Keine Freundschaft Heinrich Federers berührt uns so eigenartig wie die mit dem protestantischen Dr. Arnold Ott, dem Dichter und Arzt in Luzern (1840 – 1910). Sie waren beide so grundverschiedene Charaktere, fanden sich aber in ihrer gemeinsamen Begeisterung für die hohe Kunst der Sprache. Otts Verdienst ist es, den Dichter in Federer gefördert zu haben.

Arnold Ott schrieb vor allem dramatische Werke: Agnes Bernauer; Karl der Kühne und die Eidgenossen; Grabesstreiter; Untergang; St. Helena; Tell-Festakt zur Einweihung des Telldenkmals in Altdorf; usw. – Federer wurde, als er von 1888 bis 1890 in Luzern dem Theologiestudium oblag, mit Dr. Ott bekannt. Die brieflichen Zeugnisse dieser frühen Freundschaft sind nur spärlich, aber so bald Federers Name in Zeitungen und Zeitschriften zu finden ist, treffen wir ihn in Verbindung mit Ott.

Dr. med. Arnold Ott wirkte in Luzern als Facharzt für Ohren und Augen und wurde als Lyriker und Dramatiker von einflussreichen Gönnern gefördert. Sein Stück «Agnes Bernauer» war sogar in den Spielplan des Her-

zoglichen Hoftheaters in Meiningen aufgenommen worden. Aber der schrullenhafte, namenlos grobe Dichter-Arzt, der keinen zweiten neben sich dulden konnte, überwarf sich mit Brahms, Gottfried Keller, Spitteler, Widmann und auch mit dem ihm wohlgesinnten Herzog von Meiningen. Er vernachlässigte seinen Beruf, verarmte und verbitterte.

«Nur ich ungefährlicher Junge fand Gnade», schreibt Federer in «Lieber leben als schreiben!» – «und wohnte mehr als einer Erstaufführung Arnold Otts bei, herzklopfend ob den Schönheiten der Dichtung, wie ob den Bengelhaftigkeiten, die der mir so liebe, unvergleichliche Meister zur Bühne und ins Parterre verübte. Er schrieb einen «Untergang» und ging selbst tragisch an seinem unerzogenen Genie unter. Aber für mich war er ein grosser, tiefer, inniger Lehrer, dem ich hier den Dank eines kindlichen Famulus und reichbeschenkten Jüngers gern in die weiteste Öffentlichkeit darbringe...»

Im Frühjahr 1897 hatte der Meister seinen allzeit getreuen Schildknappen in Jonschwil besucht, wo er «im Ott-Stüblein an der östlichen Ecke der Kaplanei» übernachtete.

### «Schweizerische Litterarische Monats-Rundschau» – «Monat-Rosen» – «Katholischer Volksbote»

Von Arnold Ott angeregt, befasst sich Heinrich Federer eingehend mit Fragen des Theaters. In der von 1895/96 bis 1899/1900 in Stans herausgegebenen «Schweizerischen Litterarischen Monats-Rundschau» sind einunddreissig Buchbesprechungen von Federer zu finden. Sieben davon behandeln dramatische Werke.

Diese Rundschau hat im vierten Jahrgang (1899) auch seine umfassende Abhandlung «Tendenz» gebracht, eine Gegenüberstellung von Conrad Ferdinand Meyer und Konrad von Bolanden, Deckname des rheinpfälzischen katholischen Schriftstellers Josef Bischoff (1828–1920).

In den «Monat-Rosen», wo der künftige Dichter schon als Student lyrische Versuche veröffentlicht hat, erscheinen auch während der Kaplanzeit einzelne Gedichte. Nicht alle sind datiert. Eindeutig in Jonschwil sind entstanden: «Der Pilatussee» (10. Okt. 1896) – «Aus der Bubenzeit» (27. Jan. 1897) – «Mönch Heinrich» (20. März 1897) und «Genie?» (19. Juni 1897).

Für das gleiche Studentenblatt hat Federer einen Nachruf auf den am 14. März 1897 verstorbenen Abt Augustin Grüniger von Muri-Gries geschrieben. Abgedruckt in den «Monat-Rosen» wird am 15. September 1899 auch



Arnold Ott (1840–1910), Arzt und Dichter, 1897. – Foto Landesbibliothek, Bern.

Kaplan Federers Vortrag am VI. Katholikentag in Wil «Über den unchristlichen Roman».

Ganz Priester ist Heinrich Federer im «Katholischen Volksboten» Luzern. Woche für Woche hat er 1899 in diesem Blatt eine predigtähnliche Betrachtung geschrieben. Ein Gang durchs Kirchenjahr mit Kaplan Federer auf der Pressekanzel.

### Nekrolog: «Ein St.Galler»

Das journalistische Werk Heinrich Federers umfasst flüchtig hingeworfene Berichte wie sorgfältig überlegte Kritiken, ziellose Plaudereien wie ausgefeilte Feuilletonskizzen; knappe literarische Aufsätze, weitausholende Buchbesprechungen, geistreiche Essays, Leitartikel und religiöse Betrachtungen. Manches für die Tagespresse folgte den Eingebungen des Augenblicks. In jedem Falle ein künstlerisches Meisterwerk zu schreiben, lag wohl kaum in Federers Absicht. Es dürfte ihm dazu oft auch die Zeit und die Kraft gefehlt haben.

Der nachstehende Nekrolog «über den Herrn Wohlgesinger sel., der wie Kneipp ein bedeutender Arzt geworden, ohne eine Universität besucht zu haben», zeigt indessen, wie anschaulich Heinrich Federer auch in der Zeitung schreiben kann. («Ostschweiz», Nr. 37, 16. Februar 1894)

«Am Mittwoch ist in Jonschwil ein St.Galler gestorben, dessen eigentümliches Schicksal und dessen magischer Ruf mich berechtigen, ein kleines Lebensbild zu zeichnen. Alle Leser dieses Blattes kannten den Doktor Wohlgesinger. Eine Wallfahrt von Kranken folgte Tag für Tag in seine Bauernstube, und die eigentümlichen Salben und Teegetränke, welche der tief mit dem Geheimnis der Natur vertraute Doktor verordnete, haben oft eigentliche Wunder getan.

In Mosnang (1811) von armen Eltern geboren, stritt er eine gute Weile mit des Lebens Not herum. Er trug einen merkwürdigen Drang nach der Heilkunde unter dem Kittel, aber die Armut hinderte jegliches Studium. Oft indessen sah man den unruhigen Jüngling im Tannenwald und auf den Hängen von Magdenau nach Kräutern suchen. Im Apothekerstüblein der Ärzte als williger Handlanger Pulver mischen und Tränklein brauen. Jedoch, diese kleine Art zu doktern missfiel im bald. Auch hatte dem Lebensvollen die schablonenmässige Medizin mit ihrem Schwören und Glauben an das Traditionelle und ihrer oft feindlichen Verschlossenheit gegen die gesunden Kräfte der Natur nie recht behagen wollen. Für alle Leiden hat Gott eine ausreichende Apotheke in der

Pflanzenwelt niedergelegt: dies war ein Credo, an dem er bis zum Tode kein Yota änderte.

So zog also der junge Wohlgesinger über die Marchung der Schweiz, ein kleines Bündel auf der Schulter und viel Mut im Herzen. Die napoleonischen Kriegsfackeln waren zwar erloschen; aber die Wirren der Restauration hatten noch kein Ende und Wohlgesinger musste mehr als einmal auf seinen Wanderzügen darunter leiden. In München verdingte er sich als Knecht und verwandte seinen kleinen Lohn als Eintrittsgeld für die grossen Spitäler. Dort bestärkte ihn das grosse Elend an hundert Betten neuerdings im Vorsatz, ein Helfer der Kranken zu werden. Vieles lauschte er den Ärzten, vieles einem alten Buche ab, welches ihm um jene Zeit zu Gesichte kam und das ganz in seinem Sinne und mit den leitenden Motiven von Paracelsus geschrieben war.

Ein einsamer Gehöftebesitzer, dem Wohlgesinger lange gedient hatte, fragte ihn einst, ob er Eltern und Geschwister zu Hause habe, und meinte, sein Knecht sei gewiss um eines Verbrechens willen landesflüchtig geworden, und seine Schwermut liebe daher das alleinige Herumstreifen. 'Denn wenn ich Vater und Mutter noch hätte, trennte ich mich nicht ohne Not von ihnen.' Diese Erinnerung rief im Schweizer das Heimweh wach. Er nahm Abschied, kehrte heim, hielt einen Bauernhof in Flawil und trieb zuerst als Neigung, dann immer ernster als eigentlichen Beruf die selbstgemachte Arzneikunde. Oft änderte er den Wohnsitz, weil die Spürnase der Polizei ihm unbequem wurde. Mancher Spitzel ist bei dem Wackern und seiner witzigen Laune zu kurz gekommen. Wohlgesinger hielt sich in seinem guten Rechte, wenn er die Teufel der Krankheit austrieb und schrieb sich trotz den links und rechts aufkommenden Doktorhüten und etwelchen Reibereien mit handfesten Lettern als ältester Kollega des Dokortums.

Dass er dies durfte, ist begründet. Er hat wie ein grosser Arzt kuriert. Aus dem Schwabenland, vom Brenner her, aus Paris kamen Aufträge. Wo man den Turban trägt und die Wasserpeife raucht, sind seine Paketchen heimisch. Die jetzt an Hochschulen lehren, auf dem grünen Regierungspolster sitzen, ja sogar Infulen tragen, sind einst in Krankheit Abonnenten seiner Heilkunst gewesen. Als Doktor Wohlgesinger am Sterben lag, diktierte er noch den Seinigen die Kräuter, hier für einen Oberländer, dort für einen Schaffhauser, jetzt für einen aus den Appenzelleralpen; die eigene schwere Krankheit ermüdete ihn nicht, allen fremden Kranken, die an seinem Bette um Erleichterung baten, Rat und Mittel zu bieten. Wir wissen nicht, ob das Geheimnis seiner Salben und seiner vielen Gewürze an jemanden verraten wurde;



**Immer Liebe!**

Auf das Fest des süßen Namens Jesus, 15. Januar.

Und klingst du immer Liebe wieder?  
Und immer nur denselben Ton?  
Und weißt du keine andern Lieder  
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?  
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,  
Muß er dein Alles, Alles sein?

Ja, er allein! In diesem Namen,  
In diesem allerhöchsten Ton,  
Klingt aller Himmel Himmel „Amen“!  
Das „Heilig! Heilig!“ klingt vom Sohn,  
Und Cherubim und Seraphim  
Abetend knien sie hin vor ihm!

Ja, er allein! So weit die Winde  
Das grüne Erdenrund umwehn,  
Muß nun im Klang vom hohen Kinde;  
Das Mensch ward, aller Jubel gehn;  
Es klingt kein so süßer Ton  
Als vom dem Sohn und aus dem Sohn!

Nein! Nimmer lernt es andre Lieder  
Das arme, sündentranke Herz;  
Nein! nimmer klingt es anders wieder  
Als jener Sehnsucht süßen Schmerz!  
Vom Menschenohn, vom Gottesohn,  
Dies bleibt das Lied, der Klang, der Ton!

Du bleibst das Lied, du liebst die Liebe,  
Du bleibst die Sehnsucht, schönstes Bild,  
Du Licht der Lichte, Trieb der Triebe,  
Aus dem der Himmel Wolke quillt:  
Mein Herz klingt deine Herrlichkeit  
Von nun an bis in Ewigkeit!

E. M. Krenet.

**2. Sonntag nach Dreikönigen.**

In jener Zeit ward Hochzeit gehalten  
in Cana. Joh. 2.

Schon oft hat man die Gegenwart Jesu und Mariens bei dem Hochzeitsfest im galiläischen Städtchen Cana bald mit leichtsinniger Absicht, bald mit gesundem christlichem Frohsinn dahin gedeutet, daß eine fröhliche Feier, ein Fest, eine lustige Unterhaltungsstunde auch dem Christen wohl anstehe. Es gab dabei Seitenhiebe einmal denjenigen, die sie verdienten, den übertriebenen Fastengesichtern, denen jedes Spiel und freundige Lachen ein Greuel ist und die sich vor einem munteren Fest als wie vor dem lebhaftesten Gott-

seibentum betreten. Sodann aber wollte man auch diejenigen treffen, die im echten, ersten Christentum sich für ihre Person von den meisten Vergnügungen fern halten, weil sie das ruhige Stündchen im eigenen Kämmerlein, oder bei frommen Freunden oder in der besamen Kirche viel höher schätzen als den Lärm um Glas und Weige herum.

Uns dünkt, dieses Evangelium sei am Eingang in die lange Fastenzeit so recht am passenden Orte untergebracht und es fordere uns geradezu auf, irgendetwas zur andrehenden Fröhlichkeit jener Tage Stellung zu nehmen.

Zweifelsohne ist der Ernst der bessere und zuverlässigere Führer eines Christen, zumal eines leichtblütigen, durch die Gaukelei und übertriebene Festlichkeit der heutigen Welt hindurch. Denn unser Glaube ist ja eine ernste Sache und ernst ist das Leben und ernst sein Abschluß und seine Abrechnung, und furchtbar ernst der stete Gedanke an das, was nachfolgt und wie es nachfolgt, die Ewigkeit nämlich. Die tun gewiß wohl daran, welche sich in diesen christlichen Ernst hineingearbeitet haben und die daher ein sehr geringes Bedürfnis nach weltlichen Festlichkeiten in sich fühlen. Man sollte solche Christen keinesfalls verschreien und als Sonderlinge auslachen, denn es sind die, welche den bessern Teil erwählt haben. Ein Konzert, ein Ball, ein Faschingsstück, das kommt ihnen in ihren viel größeren und viel bedeutendern Gedanken so klein und zeitverschwendend vor, daß sie sich damit nicht sonderlich abgeben mögen und sich höchstens damit gelegentlich zur Abspannung und zur nützlichen Abwechslung befassen. Aber ihr Herz hängt nicht derart an der Sache, daß sie es einer Träne oder schweren Verstimmung wert hielten, wenn sie plötzlich an so einer Festfreude geküßt oder vom Besuche eines Festabends abgehalten würden.

Damit ist nicht gesagt, daß man nicht wirklich auch mit Freuden einem ehelichen Vergnügen nachgehen dürfe. Der ganz ausnehmende, ausgeprochene Ernst ist eine Gnade, und eine Gnade ist auch die Fröhlichkeit des Gemütes. Es hat von beiden, von ernsten und fröhlichen Heiligen genug Vorbilder. Die einen ahnen Jesus nach, wenn er lächelt, die andern, wenn er weint. Auch wir Menschen sind von verschiedenem Gemüte. Jeder muß mit seinen Kräften den Himmel gewinnen. Ich sagte also mit obigem nur, daß es für alle doch immerhin gut sei, auch für das Bataillon der Lustigen, sich mit etwelchem Ernst auf alle Fälle auszurüsten. Aber die Munter-

keit und Fröhlichkeit des Herzens ist wahrlich keine Sünde, sondern eine köstliche Gabe, und wer mit christlichem Maße damit auszumessen versteht, wird sich damit nie gefährden. Schon die Natur des Menschen verlangt mitunter eine Erholung, ein fröhliches Sichgehenlassen, eine Abspannung. Im andern Falle würde man wohl bald ein richtiger Sauerstoff werden. Wie erquickend nach vielen Verdrißlichkeiten, wie wohlthuend nach großem Kummer und Sorgen ist ein herzliches Lachen, ein spaßiges Stündlein mit guten Gesinnungsgenossen verleb! Da sammelt sich Einer neue Frische und Elastizität, um seinen Bürden und Lasten nachher wieder gewachsen zu sein.

Zudem kann man auch Gott in „Fröhlichkeit“ dienen, die hl. Schrift sagt es ausdrücklich. Alle Freude kommt ja vom Herrn, auch die Freude eines ehrenhaften Vergnügens segnet er. Und du findest gerade bei Festlichkeiten reichlichen Anlaß, Gott zu dienen und Gottgefälliges zu tun. Jesus bietet uns an der Hochzeit zu Cana ein Vorbild, wo er die Feier zu einem Wunder, somit zu einer Verherrlichung Gottes und zu einer Barmherzigkeit gegen den Gasten benützte. Bei solchen Anlässen, wie der Fasching sie bietet, wirft auch du reiche Gelegenheit zu guten Werken finden. Hier gilt eine Versammlung zur Unterstützung der Armen, dort dient ein Kongert der Hilfe Brandbeschädigter, nun werden die Einnahmen eines Theaters für die Kasse des kath. Jünglings- oder Gesellenvereins verwendet, siehe, alles sehr vortreffliche und deiner Beteiligung würdige Zwecke. Du kannst auch Armen, die sonst nicht viel Freude haben, ein großes Vergnügen bereiten, wenn du ihnen Billets bezahlst. Du kannst oft gerade an kleinen Festen, wo man das Herz der Gäste recht offen und ihre gute Laune besonders günstig findet, ein gutes Wort, einen Wink, eine Bemerkung, einen Plan vorbringen, der hier gelingt, wenn er sonst anderswo nie gelänge. So wurden schon wahre Geniestreiche von Nächstenliebe vollführt.

Die Ausgelassenheit, die Festlichkeit, das unorthodoxe Vergnügen hat damit nichts zu schaffen! Bei aller Fröhlichkeit bleibe du ein Christ, dem der ernste Arbeitstag die Hauptsache und das Fest nur eine Ausnahme ist.

**Goldkörner.**

Ein volles Ja, ein offnes Nein  
Das soll die stets das liebste sein.

*Eine predigtmäßige Betrachtung von Kaplan Federer im «Katholischen Volksboten» (unter dem Zeichen -i-). Nr. 2, 15. Januar 1899.*

aber nachdem sich Wohlgesinger im Erforschen der Krankheit und der dafür gewachsenen Pflanzen immer vervollkommnet und Erfolge ersten Ranges erzielt hat, wird uns alles Kopfschütteln von den Hochschulen aus nicht beirren, den Verlust dieses heiltätigen Mannes und seines besten Könnens innig zu bedauern.

Dieser Mann, der alles im Leben von erster Quelle haben wollte, hat nicht bloss die Arznei direkt von der Pflanze, sondern auch seine Worte geradewegs von der Leber gegeben. Dabei steckte der echte Geist des Witzes in ihm, dem er auf körnige Art im Geplauder sein Recht zu erteilen verstand. Wie viel wäre nun erst von seiner Liebe zu unserer Kirche und dem Gebete zu rühmen. Er betete täg-

lich seinen Rosenkranz, las den Tagesheiligen, und wie er den Kranken mit Humor bedeutete, dass in allen seinen Päcklein das Kräutlein der Geduld und des Gottvertrauens beigemischt sei, so zehrte er auch selber in den grossen Leiden seiner Krankheit daran. Wie ein Held litt er den Todeskampf bei noch frischem Bewusstsein. «Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut», rief er seinen Verwandten mit fast übermenschlicher Anstrengung zu, als er sie weinen sah. Seinem Sarge folgt der Dank von Tausenden, denen er mit Arznei und Almosen geholfen. Er wird nun im Schatten jener Kirche ruhen, welcher er die sehr teuern und reichen Stationsbilder grossmütig geschenkt hat. Gott habe den Braven selig!

(Dienstag-Korrespondent)

Vortrag am 6. Katholikentag in Wil (1899) – Abschied von Jonschwil und die «lehensweise Überlassung» Heinrich Federers an die Zürcher

Der literaturkundige und schreibgewandte Heinrich Federer aus Jonschwil war längst kein Unbekannter mehr. Gab es einen berufeneren Mann, am 6. St.Gallischen Katholikentag in Wil (Pfingsten, 21./22. Mai 1899) über «Katholische Literatur» zu reden? – In seinem Vortrag vor dem Erziehungs-Verein «Über den unchristlichen Roman» umreist Federer klar und mit tiefer Einsicht den Roman als Kunstform, «aus der Engelschritte und das Wehen eines guten Geistes vernehmbar sein müssen.»

«Alle Teilnehmer sprachen mit wahrer Begeisterung vom Vortrage des Herrn Kaplan Heinrich Federer in Jonschwil, der in Bezug auf Feinheit der Gedanken sowie künstlerische Auffassung und Form als eine Perle gepriesen wurde», heisst es in der Presse nachher. («Ostschweiz», Nr. 116, 23. Mai 1899) Das Ansehen, das sich Heinrich Federer durch seine journalistischen Arbeiten, vorab der Jahre 1898 und 1899, erworben, brachten ihm dann die Berufung auf den Redaktionsstuhl in Zürich.

Seine Demission als Kaplan erfolgte am 27. November 1899. Den Abschied von Jonschwil schildert Federer in seinen Erinnerungen «Lieber leben als schreiben!» so: «... Da lud man mich von Zürich an ein kleines Blatt. Hier winkte das nötige Brot und ich konnte im Stuhle sitzenbleiben und verschnauften. Also denn! Ade, ade. Und Dank, euch besonders, ihr unvergesslichen Kinder, die ihr meinem Wagen durch allen Novembersturm mit winkenden Nastüchlein so weit, weit nachgesprungen seid, dass ich am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre!...» Dass Heinrich Federer für immer ein Jonschwiler bleibt, dafür hat ein Einsender im «Wiler Boten» gesorgt. Dieser Abschiedsgruss ist von der «Ostschweiz» (Nr. 272, 27. November 1899) und vom «Alltoggenger» (Nr. 95, 29. November 1899) übernommen worden:

«Jonschwil. Kaplan Federer. Ein Einsender von Jonschwil im «Wiler Boten» widmet dem heute nach Zürich (an die Redaktion der «Zürcher Nachrichten») übersiedelnden Herrn Kaplan Heinrich Federer einen ausserordentlich sympathischen, aber auch wohl verdienten Abschiedsgruss. Es heisst darin unter anderem: 'Wenn auch Jedermann, der den beredten Mund, die geistreiche und bei alledem immer volkstümliche und witzige Feder, sowie die rührende Bescheidenheit des uns so lieb gewordenen Kaplans kennen zu lernen die Freude hatte, sich sagen muss, dass er für seinen Amtskreis

	Hertrag	Fr. Rp.	Fr. Rp.
4891.41			
VI. Für Paramente und Gerätschaften:			
Für kleinere Anschaffungen . . . . .	25.50		
" Glockenriemen (Fr. 8.50) und für 2 Glockenseile (Fr. 8.—) . . . . .	16.50		
" einen neuen Tauffeindeckel . . . . .	30.—		72.—
VII. Gehalte und Entschädigungen an die HH Geistlichen:			
An HH. Pfr. Bischofberger die Jahrgeldebühren		438.60	
a) Von der Pfarrfründe . . . . .			
b) Von der Kaplaneifründe (für interimweise Beforgung) . . . . .		134.95	
An HH. Kaplan Fleischmann ditto für 2 Monate . . . . .		35.50	
→ " HH. Kaplan Federer ditto bis 30. Juni 1898 . . . . .		65.25	
Für Kapuzinerlogis und Messwein . . . . .		70.—	
Direktorien . . . . .		3.80	
Holzentschädigung an die Kaplaneifründe . . . . .		50.—	798.20

Rechnung der Kirchgemeinde Jonschwil. – Geld für den Kaplan.

wie kein zweiter geschaffen sei, so verlieren wir ihn unter grösstem Bedauern. Wie oft hat er uns während der 6 Jahre seiner Wirksamkeit in hier das Wort Gottes so unnachahmlich schön, trotz aller edlen Einfachheit überaus gedankenreich, ergreifend und erbauend dargelegt. Wie es eben nur ein gottbegeisterter Dichter und Schriftsteller von seiner Bedeutung tun kann. Seine hervorragenden priesterlichen Eigenschaften würden früher oder später von seinen geistlichen Obern gebührend gewürdigt worden sein, wenn nicht eine schwache Gesundheit ihn den seinen Fähigkeiten und seinem grossen Wissen angepassten Beruf als Schriftsteller und Redaktor ergreifen hiess. In unserem Vereinsleben, dessen überaus tätiger, zielbewusster Förderer er war, reisst sein Scheiden eine weitere, schwer auszufüllende Lücke.' Dass die Zürcher unserem Heinrich Federer Sorge tragen und ihn weich betten! – Wir lassen ihn ihnen nur lehensweise!»

Quellen

- Heinrich Federer: «Lieber leben als schreiben!» (Erinnerungen) in «Velhagen & Klasings Monatsheften», September 1926. Als Büchlein erschienen 1953 im Hess-Verlag, Basel
- Sigisbert Frick: «Federer-Briefe» (Rex-Verlag, Luzern)
- Arnold H. Schwengeler: «Heinrich Federer im Spiegel seines journalistischen Schaffens» (Verlag Paul Haupt, Bern)
- Egon Wilhelm: «Heinrich Federer zum Gedenken – Heiterkeit unter Schmerzen». In «Civitas» (111. Jahrgang der 'Monatosen') September 1966, Nr. 1/2
- «Ostschweiz», «Vaterland» und «Alltoggenger» der Jahre 1893 – 1899
- «Katholischer Volksbote» 1899
- «Schweizerische Litterarische Monats-Rundschau» 1895/96 – 1899/1900
- «Die Schweiz» (Zürich) 25. Jahrgang, 1921
- «100 Jahre Ersparnisanstalt Jonschwil 1880–1980» Bischöfliches Archiv, St.Gallen

Fotos wurden freundlicherweise zur Verfügung gestellt von:  
 Federer-Archiv, Sachseln (Herrn Alois Spichtig)  
 Ersparnisanstalt Jonschwil (Herrn Paul Gämperli)  
 Schweizerische Landesbibliothek, Bern (Nachlass Arnold Ott)